

Die Hälfte seines 34 Jahre kurzen Lebens verbrachte der deutsche Schriftsteller Ernst Siegfried Steffen im Gefängnis. Nur in dieser Zwangsbehausung konnte er schreiben, verbündet mit der mächtigsten Waffe der Ausgelieferten: der Ironie.

Schreibstrom hinter Gittern

Von Oliver Diggelmann

Vom Gefängnis draußen sei Ernst Siegfried Steffen immer ins gleiche Muster gefallen, erzählte Rolf Zelter, der Entdecker des Schriftstellers, einmal in einem Interview über seinen Schützling: „Seine Trips in die Freiheit waren von kurzer Dauer.“ Zunächst sauste Steffen sinnlos durch die Bundesrepublik, bis nach Hamburg, habe getankt, ohne zu bezahlen, und das Auto schließlich zu Schrott gefahren. An den Folgen eines Auto-unfalls starb er auch jung und nach kurzem Ruhm. Das Unglück ereignete sich 1970 auf einer ungefährlichen Strecke, das Auto prallte gegen den einzigen Baum weit und breit. Als hätte er eine Vorahnung gehabt, schrieb er 1968: „Ich will frei sein – das darf mich das Leben kosten!“ Jenseits der Gefängnismauern brach sich seine Lebensgier immer wieder in roher Form Bahn. Auch Frauen ging er oft zu forschen an, er missdeutete ihre Freundlichkeiten. In Gefangenschaft aber war er zu feinsten Beobachtungen und Regungen fähig. Begleitet und angetrieben war er vom Gefühl, zwischen Stuhl und Bank gefallen sein: „Ich vermute, ich bin nur provisorisch gemeint“, schrieb er in einem Gedicht, „irgendwann wird man mich zu Ende denken.“

Heimkind und Zuchthäusler

Steffen verbrachte fast siebzehn seiner vierunddreißig Lebensjahre in Fürsorgeanstalten und Gefängnissen, damals vielsagend Zuchthäuser genannt. Sein Lebensthema war das ihm verweigerte Ankommen in der Gesellschaft, der vorenthalte Platz, das Bei-Sich-Sein im eigenen Leben. „Ich werde nicht nach Hause kommen“, heißt es in klarsichtigen und schwermütigen Zeilen. „So wird es sein, wenn ich nach Hause komme.“ Den Blick der Gesellschaft auf den einmal vom Weg Abgekommenen beschrieb er als gnadenlos: „Wenn ich einem Mädchen anbiete, den Koffer zu tragen, werdet ihr’s versuchten Diebstahl nennen.“ Und: „Wenn ich ein Kind streichle, werdet ihr’s in Sicherheit bringen.“ Jenseits des Gefängnisses gab es für einen wie ihn nur „besetztes Leben“, „keine Ankunft mehr“, nur ein „großes Besetzzeichen“.

Steffens Leben in geschlossenen Anstalten ^N begann erschütternd früh, mit zwölf Jahren. Er floh von zu Hause vor seinem oft schwer alkoholisierten Vater, einem Kriegsheimkehrer, der ihn mit Holzstielen windelweich geprügelte hatte. Die Nase des hübschen Kindes war fortan verunstaltet, was sich später gut ins Bild des Verschlagenen fügte. Steffen kam mit einer Gehirnerschütterung ins Krankenhaus und danach in ein Erziehungsheim. Später in den Jugendarrest, er hatte auf der Flucht aus dem Heim – Ausbrüche waren fester Bestandteil seines Lebens – ein Motorrad gestohlen und glitt zusehends auf die schiefe Bahn: Diebstahl, Hehlerei, Einbrüche, auch in Banken, immer wieder Rückfälle. Auch einmal Gewalt an einem Wärter, den er mit einem Stuhlbein niederstreckte. Zum letzten Mal entlassen wurde Steffen drei Jahre vor seinem Tod. Günther Grass und andere – die Literaturszene hatte sich für Steffen zu interessieren begonnen – hatten sich erfolgreich für seine Begnadigung zu Weihnachten 1967 eingesetzt.

„Der 18-jährige Steffen wurde 1954 ausgerechnet von einem Landjugendarzt begutachtet, der im früheren Leben Rassentheoretiker und an Euthanasie-morden beteiligt war.“

Den Schriftsteller Ernst Steffen hätte es ohne den feinsinnigen Gefängnisassessor Rolf Zelter kaum gegeben. In den 1960er-Jahren war Zelter im Gefängnis Bruchsaal in leitender Funktion tätig, wo er zur Ablenkung der Gefangenen Film- und Literaturzirkel organisierte, im Laufe derer ihm das außergewöhnliche Talent Steffens auffiel. Er machte ihn mit Texten Enzensbergers und anderer zeitgenössischer Literatur vertraut, förderte Steffen nach Kräften und stellte seine Gedichte noch vor der Begnadigung öffentlich vor. Die erste Lesung 1967 führte schon zu einem längeren Artikel in der *Stuttgarter Zeitung*. Es folgten weitere Veranstaltungen, und bald nach der Entlassung konnte Steffen seine Gedichte im Luchterhand Verlag veröffentlichen. In Freiheit trocknete Steffens

Schreibstrom aber fast vollständig aus. Hatte ihn in der Zwangsbehausung des Gefängnisses ein existenzielles Bedürfnis dazu angetrieben, so kam es ihm jenseits der Gefängnismauern wie eine Fleißaufgabe vor. Für seine kurzzeitige Etablierung günstig dürfte auch eine verwandtschaftliche Verbindung Steffens mit dem Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld gewesen sein. Zelter erfuhr davon in einem Gespräch mit der Mutter, und Steffen nahm Kontakt mit Unseld auf, der anhielt.

Steffens Haltlosigkeit hatte ihren ersten Grund im prekären Elternhaus. Zum gewalttätigen Vater fehlte die Nähe, und die Mutter stellte sich, wie man mutmaßen darf, nicht – oder nicht genügend – schüt-

zend vor das Kind. Allein dies war eine schwere Bürde, die Steffen zu tragen hatte. Hinzu kam fatalerweise ein Fürsorge- und Gefängniswesen der Nachkriegsjahre, das einen „brauchbaren Menschen“ aus dem Versehrten formen wollte, wie ein Schreiben eines Wohlfahrtspflegers formuliert. Nicht Heilung, sondern Zucht und Korrektur. Die Gesellschaft aber, die sich Steffens annahm, war selbst eine versehrte, und so wurde dieser 1954 ausgerechnet von einem Landjugendarzt begutachtet, der in seinem früheren Leben Rassentheoretiker und an Euthanasie-morden beteiligt gewesen, im Strafprozess aber freigesprochen worden war. „Lügnerisch, grob, arbeitsscheu“, lautete die Einschätzung von Dr. Max Theodor Eyrych im Rahmen einer „kriminalbiologischen Untersuchung“. Er stellte eine ungünstige Prognose. Sie war bei dem Achtzehnjährigen – von der Kindheit gezeichnet – wohl Teil ihrer Erfüllung. Die Versuche Steffens, nach den verschiedenen Entlassungen in Freiheit Fuß zu fassen, schlugen über kurz oder lang alle fehl.

Ironisierung der Rechtssprache

Er entdeckte aber die wohl mächtigste Waffe der Ausgelieferten – die Ironie. Steffen nahm die Rechtssprache aufs Korn und versuchte, so ihre Macht über sein Leben etwas zu brechen. Wenn etwa die Schatten des Gitters in der Zelle mit dem Kreuzifix an der Wand paktierten und gemeinsam seinen, Steffens Untergang beschlossen, waren Beschwerden „offensichtlich unbegründet“. Seine Zeilen mit dem Titel „Hausaufgaben für das Gesetzmachergewerbe“ machen sich über das Formelhafte und Schematische der Strafjustiz lustig, ziehen es ins Absurde. Der Resozialisierungsgedanke stehe an erster Stelle, schreibt er, allerdings „hinter dem Komma“ – und bei der Gesetzmacherei gelte es, zuerst die

„Schuldwurzel“ zu ziehen und dann mit der „Anzahl Vorstrafen in die Potenz“ zu erheben. Ironie und Bitterkeit grundieren seine Worte über den Vater. Dieser habe, den Krieg verfluchend und mit einer großen Flasche unter dem Arm, „gegen eine Meute torkelnder Bäume“ angepisst. Der Vater nahm sich das Leben.

Eine neue Sammlung mit Gedichten und Prosa Steffens – „Wenn ich nach Hause komme“ – ist in diesem Jahr bei Kröner erschienen. Vorangestellt sind ihr die Worte, die der Dichter einer früheren seiner Veröffentlichungen selbst voranstellte: „Steffen, du bemitleidest dich! – Wer sonst?“

Der Autor ist Professor für Völker- und Staatsrecht an der Universität Zürich und Autor zweier Romane (Maiwald, 2017; Die Lichter von Budapest, 2023).

^N „Pfarrers Zorn über die Wurstigkeit der Justiz“ beschrieb am 16. August 2019 die Ignoranz gegenüber Rekordhäftling Juan Carlos Chmelir.



Wenn ich nach Hause komme
Gedichte und Prosa aus dem Gefängnis von Ernst S. Steffen
Hg. von Anton Knittel
KrönerEditionKlöpfer 2013
120 S., geb., € 20,95,-

Nächste Woche im Fokus:

Ökosysteme erbringen auch aus wirtschaftlicher Sicht gigantische „Leistungen“. Welche Ansätze gibt es gegen den Verlust der biologischen Vielfalt, die schlicht überlebenswichtig ist? Ein Fokus zu den „Tagen der Biodiversität“ an der Universität für Bodenkultur in Wien.



Foto: Brigitte Friedrich

„Ich will frei sein, ...

... das darf mich das Leben kosten!“ So dichtete Steffen – und so brach sich seine Lebensgier oft in roher Form Bahn.